



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2009

---

## **Jetzt braucht er Erfolge**

Ruloff, Dieter

**Abstract:** Mit dem Nobelpreis hat der weltweite Beifall für US-Präsident Obama einen neuen Höhepunkt erreicht. Doch innenpolitisch steckt Obama im Popularitätstief. Wenn es ihm nicht bald gelingt, sichtbare Erfolge zu erzielen, könnte die Präsidentschaftswahl 2012 für ihn zum Drama werden.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-63977>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Ruloff, Dieter. Jetzt braucht er Erfolge. In: NZZ am Sonntag, 41, 11 October 2009, 20.

# Jetzt braucht er Erfolge

Mit dem Nobelpreis hat der weltweite Beifall für US-Präsident Obama einen neuen Höhepunkt erreicht. Doch innenpolitisch steckt Obama im Popularitätstief. Wenn es ihm nicht bald gelingt, sichtbare Erfolge zu erzielen, könnte die Präsidentschaftswahl 2012 für ihn zum Drama werden. *Von Dieter Ruloff*

**M**an kann auch in die Höhe fallen, so wie in die Tiefe», sagte der Dichter Friedrich Hölderlin. Mitunter passiert beides, und zwar nacheinander, wie jetzt bei Obama, dem jungen, charismatischen Politiker, dem Mann mit Visionen, dem brillanten Rhetoriker mit messianischer Aura, der den Wandel predigte und schliesslich, die politische Schwerkraft überwindend, in eineinhalb Jahren vom Jungsenator zum mächtigsten Mann der Welt und Nobelpreisträger in die Höhe fiel.

Die neueste Ehrung potenziert nochmals die Erwartungen an ihn. Er habe seinem Volk «Hoffnung auf eine bessere Zukunft» gegeben, lautet die Begründung in Oslo. Faktisch läuft es für Obama an allen Fronten jedoch zunehmend schlecht, Erwartungen und Erreichtes klaffen je länger je weiter auseinander. Der Fall in die Tiefe, zumindest jene der Umfragen, kam postwendend: Die Zustimmung von anfangs fast 70 Prozent im Februar schrumpfte auf jetzt nur noch gut 50 Prozent. Das ist noch immer massiv besser als die zuletzt nur 22 Prozent Zustimmung für George W. Bush. Aber

es schmerzt doch, gerade weil Bush ja die Hauptschuld trifft – hat er seinem Nachfolger doch ein schier unvorstellbares Desaster hinterlassen. Zwei glücklose Kriege, die Wirtschaft im freien Fall, das Ansehen weltweit ruiniert, die Geheimdienste demoralisiert und last, but not least Schulden über Schulden.

Nach hundert Tagen schien die Bilanz Obamas noch glänzend, die Hoffnungen auf ihn mehr als berechtigt: Bankenrettung und Konjunkturprogramm; Politikwechsel um 180 Grad bei Guantánamo, in der Umwelt- und der Sicherheitspolitik; die Subventionsschlucker Chrysler und GM auf Trab gebracht; Charmeoﬀensive in Europa und im Nahen Osten mit durchschlagendem Erfolg.

Man hat Obama noch im Frühjahr Hyperaktivismus vorgeworfen, er packe zu viel zu rasch an, werde das Tempo nicht durchstehen können. Dies ist wohl nicht das Problem, denn Obama dominiert so gut wie täglich die Medien in den USA und der Welt. Aber die Meldungen werden kritischer, der Präsident muss immer öfter mit Appellen an die Öffentlichkeit, erklären, reparieren, gegensteuern. Die Absage an Chicago bei der Vergabe der Olympischen Spiele – trotz grossem Engage-

ment des Präsidentenehepaars – war nur die letzte in einer Reihe von Niederlagen. Der Nobelpreis lenkt im besten Falle etwas ab; den politischen Alltag mit all seinen Widrigkeiten verändert der Preis nicht.

## **Baustelle Gesundheitspolitik**

Innenpolitisch ist die Gesundheitsreform die schwierigste Baustelle. Niemand bezweifelt, dass Handlungsbedarf besteht. Fast 50 Millionen US-Bürger haben keine Krankenversicherung, können sich den Arzt nicht leisten, werden im Krankheitsfall nur notfallmässig versorgt und dann nach Hause geschickt. Gemäss der Harvard Medical School fordert mangelnder Versicherungsschutz in den USA mehr Opfer, als dies Mord und Trunkenheit am Steuer zusammen tun. Die Demokraten sehen Handlungsbedarf des Staates, haben sich in den frühen 1990er Jahren jedoch schon einmal die Zähne an der Sache ausgebissen. Obama steht nun im Wort, hier etwas zu ändern. Die Federführung überliess er jedoch den Parteifreunden im Kongress, mit der Folge, dass alles diskutiert wurde, auch Radikales. Dies hat den ganzen Sommer für Verwirrung und hitzige Debatten gesorgt: Werden in Zukunft Regierungsbürokraten darüber entscheiden,

wer eine Therapie erhält und wer stattdessen das «Todesurteil» durch staatliche Gremien, die von der Opposition als «death panels» gebrandmarkt werden. Der Ausgang der Sache ist offen.

Ebenfalls düster sieht es an der ausenpolitischen Front aus. Der Irak scheint zwar zunehmend stabilisiert, ironischerweise als Folge der Truppenverstärkungen des damaligen Präsidenten Bush, die Obama im Wahlkampf noch kritisiert hatte. Keine Fortschritte sichtbar sind jedoch beim Palästina-Konflikt. Die Federführung beim Versuch, Nordkorea zu bändigen, liegt bei China. Iran, wieder einmal beim nuklearen Mogeln ertappt, sendet gemischte Signale: erst Raketen-tests, dann Inspektionsbereitschaft, und die Öffentlichkeit atmet auf. Wenn unverbindliche Gesten schon als Erfolg herhalten müssen, so zeigt dies nur, wie desolat die Lage wirklich ist. Das grösste Problem ist aber zweifellos Afghanistan. Der Sturz der Taliban-Regierung erfolgte noch rasch und ohne grössere Verluste für die USA, nur drei Monate nach den Anschlägen vom 11. September 2001; er wurde weitgehend durch Truppen der Nordallianz bewirkt, mit ein paar US-Kommandos am Boden und Bombardements aus sicherer Höhe. Zwecks Stabilisierung der Verhältnisse und zur Jagd auf al-Kaida richteten sich die USA dann aber dauerhaft ein, schickten immer mehr Truppen und zogen die Verbündeten hinein.

### Friedenspreisträger im Krieg

Mit der Rückkehr der Taliban eskalierte die Mission zu dem, was Experten einen asymmetrischen Krieg nennen: Ungleiche Parteien mit ungleichen Waffen, fähig, sich gegenseitig Verluste beizubringen, unfähig aber, die jeweils andere Seite niederzurufen. Die Kollateralschäden nehmen zu, durch Einsatz schwerer Waffen auf der einen und Terroranschläge der anderen Seite. Der Krieg sei «noch zu gewinnen», erklärte General McChrystal, der Oberkommandierende vor Ort, und zwar durch Strategiewechsel und Verstärkung. Der Schutz der Zivilbevölkerung vor den Taliban soll jetzt im Vordergrund stehen, obschon die Alliierten zunehmend Mühe haben, auch nur sich selbst zu schützen.

Die aktuelle Ehrung durch das Nobelpreiskomitee macht die Sache für Obama jetzt nur noch schwieriger: Darf ein Friedensnobelpreisträger neue Truppen in den Krieg schicken? Nicht nur Obama ist jetzt in der Zwickmühle, auch das Osloer Nobelpreiskomitee hat sich mit der Wahl des obersten amerikanischen Kriegsherren exponiert, wenn dieser dem Rat seiner Generäle folgt und den Krieg militärisch zu gewinnen versucht.

Obama bleibt in den USA auch nach dem Nobelpreis umstritten. Und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Die amerikanische Variante dieser Redensart «adding insult to injury» beschreibt es treffender: Zum Schaden kommt die Beleidigung.

Obama wurde abwechselnd als Sozialist, Kommunist, neuer Hitler, Muslim und – am schlimmsten – als gebürtiger Ausländer bezeichnet, der also verfassungswidrig im Amte des Präsidenten sei! Tatsächlich wird das Recht auf freie Rede in den USA sehr weit ausgelegt. Vieles, was dort noch durchgeht, hätte hierzulande längst die Gerichte beschäftigt. Doch ist man von links bis Mitte rechts empört, Jimmy Carter diagnostizierte gar Rassismus. Hier muss man Obama Respekt zollen, alle Verunglimpfungen haben ihm zumindest sichtbar nichts anzuhaben vermocht, sind geradezu abgeperlt. Er bleibt fokussiert auf die Sache, geht seinen Weg und behält die Nerven: «No drama Obama», wie im Wahlkampf.

### Jimmy Carters Schicksal

Die erste Abrechnung folgt in gut einem Jahr am 2. November 2010 mit den «midterm elections», den Wahlen zur Halbzeit, bei denen alle Mitglieder des Repräsentantenhauses und ein Drittel der Senatoren neu bestimmt werden. Hierbei kommt es erfahrungsgemäss zu Einbussen der regierenden Partei. Um diese in Grenzen zu halten und mit einer Mehrheit weiterregieren zu können, müsste Obama sichtbare und spürbare Erfolge vorweisen, am besten eine wirtschaftliche Erholung. Diese scheint zu kommen, aber nicht dort, wo er sie braucht, bei der Arbeitslosigkeit, die zehn Prozent beträgt und weiter steigt. Sollten die Einbussen der Demokraten im kommenden Jahr dennoch glimpflich ausfallen, so nur wegen der Orientierungs- und Führungslosigkeit der Konservativen.

In gut drei Jahren, am 6. November 2012, muss Obama dann selbst zur Wiederwahl antreten. Die Abwahl des Nobelpreisträgers, des ersten Afroamerikaners im Amte des US-Präsidenten, wäre ein echtes Drama, eine innere Zerreissprobe für die USA. Nicht ausgeschlossen, dass sich der Fall Jimmy Carters wiederholt: der gute Mensch, fähig, aber glücklos, gescheitert an der widrigen Realität. Das schwere Erbe der Bush-Regierung wird in drei Jahren kein Thema mehr sein, und auch der Nobelpreis nicht. Der Blick geht dann nach vorne, Obama wird dann seine Chance gehabt haben, und nur der Erfolg zählt.

Dieter Ruloff, geboren 1947, ist Professor für internationale Beziehungen an der Universität Zürich und Direktor des Instituts für Politikwissenschaft.